

Wissenschaftliches Wissen, seine strukturierte Ordnung und seine institutionelle Verfasstheit müssen immer zusammen gedacht werden. Hiervon zeugt die historische Entwicklung von den Septem Artes Liberales in der Antike bis zum ausdifferenzierten Disziplinspektrum an den Universitäten im 19. Jahrhundert. Auch wenn seither eine stetige Tendenz zur weiteren disziplinären Ausdifferenzierung zu verzeichnen ist, so sicherte doch die Universität mit ihrem Selbstverständnis als universitas litterarum, d.h. als „Gesamtheit der Wissenschaften“, das grundlegende Konzept der Disziplin. Wissenschaftliche Disziplin, Denomination der Professur, institutionelle Organisation und Studiengang waren miteinander korreliert und stützten sich gegenseitig. Spätestens seit der Bologna-Reform ist jedoch in deutschen Universitäten dieser enge Zusammenhang erschüttert. Besonders deutlich wird dies am Beispiel der sogenannten Kleinen Fächer, die vielerorts mit anderen Fächern zu organisationalen Einheiten zusammengefasst worden sind und über keine eigenen Fachstudiengänge mehr verfügen. Vor diesem Hintergrund gilt es, die Dynamiken der Wissensordnung neu in den Blick zu nehmen. Prozesse der Differenzierung der Disziplinen stehen, so die These, Prozessen der „Entdifferenzierung“ gegenüber. Über Bedingungen, Ursachen und Folgen dieser gegenläufigen Dynamiken diskutierte ein zweitägiger Workshop, den die Mainzer Arbeitsstelle Kleine Fächer gemeinsam mit der VolkswagenStiftung ausrichtete und an dem 50 Teilnehmer(innen) aus Wissenschafts- und Hochschulforschung, Hochschulpolitik und Hochschulleitung sowie Fachvertreter(innen) aus den Geistes- und Sozialwissenschaften mitwirkten.

In seiner Begrüßung zeigte der Generalsekretär der VolkswagenStiftung WILHELM KRULL (Hannover) das berühmte Bild von Raffael „Die Schule von Athen“ von 1510: Plato, in der Bildmitte links, mit roter Tunika, verweist mit gehobenem Zeigefinger nach oben auf den die Wissenschaft einenden Ideenkosmos. Und Aristoteles, rechts daneben in Blau, streckt die fünf Finger seiner rechten Hand flach nach allen Seiten aus und führt so die Vielgestaltigkeit des konkreten Seins vor Augen – und somit auch die Differenzierung der mit seiner wissenschaftlichen Betrachtung verbundenen wissenschaftlichen Disziplinen. In der Universität heute bilden Disziplinen, so Krull, soziale Formationen, die einerseits das disziplinäre Wissen sichern, aber gerade dadurch auch wieder begrenzen. Für die Organisation Universität sind sie Struktureinheit; werden sie zu klein, werden sie vielerorts mit anderen Fächern zu größeren Einheiten zusammengefasst. Wie kann ihr Wissen gesichert werden? Hier setzt die Förderinitiative „Weltwissen – Strukturelle Stärkung Kleiner Fächer“ der VolkswagenStiftung an, deren Ziel es ist, Konzepte zu entwickeln, wie diese Kleinen Fächer ihr Wissen bewahren und weitergeben können¹. Aber was ist heute überhaupt ein Fach? Was sind die „Studies“ – Area Studies, Gender Studies etc. –, die auch in der Kartierung der Arbeitsstelle Kleine Fächer gelistet sind? Den Zusammenhang von Arbeitsauftrag der Arbeitsstelle² und Tagungsthema betonte auch deren Leiterin MECHTHILD DREYER (Mainz). Die im 18. Jahrhundert einsetzende Differenzierung der Disziplinen hält bis heute an; gleichzeitig ist eine gegenläufige Tendenz der Entdifferenzierung zu verzeichnen, getriggert durch geänderte gesellschaftliche Bedarfe und institutionelle Bedingungen an den Universitäten seit Bologna. Unter „Entdifferenzierung“ sind die Kooperation kleinerer Fächer in größeren Verbänden sowie die Bildung von Zentren ebenso zu nennen wie Aspekte der (funktionalen) Entdifferenzierung von Wissenschaft und Gesellschaft im digitalen Zeitalter. Was sind die organisationalen Bedingungen für die

¹ <https://www.volkswagenstiftung.de/unsere-foerderung/unser-foerderangebot-im-ueberblick/weltwissen-%E2%80%93-strukturelle-st%C3%A4rkung-kleiner-f%C3%A4cher> [19.7.2019]

² <https://www.kleinefaecher.de/> [19.7.2019]

Wissenschaft? Was sind die Folgen für die Wissenschaft? Was können wir für die Wissenschaft der Zukunft lernen?

Sektion 1 „Differenzierung – Geschichte und Theorie“ begann mit einem Überblicksvortrag der Wissenschaftshistorikerin SYLVIA PALETSCHEK (Freiburg) über die „Entwicklung von wissenschaftlichen Disziplinen in den Geistes- und Sozialwissenschaften“ von 1800 bis 1985. Paletschek skizzierte diese Entwicklung von den durchschnittlich sechs bis sieben Professuren pro Universität um 1815 – Philosophie, Geschichte, klassische Philologie, Kameralistik – über die Ausdifferenzierung ab 1870 – hinzu kamen die neuen Philologien, eine erstarkte Geschichtswissenschaft und die ersten Regionalwissenschaften –, die nächste große Ausbauwelle ab den 1950er-Jahren mit vielen Spezialfächern sowie dem Erstarren der Sozialwissenschaften bis hin zur nächsten großen Ausbauwelle der Universitäten seit den 1970er-Jahren. Von 1950 bis 2000 wurde die Zahl der Professuren verfünffacht, die Zahl der Studierenden jedoch verzehnfacht. Das Disziplinengefüge, so Paletschek, ist in Dauerveränderung. Die Ausdifferenzierung des Fächersystems korrelierte in der Regel mit Expansionsphasen der Universität, weil dann weniger Verteilungskämpfe auftraten. Neue Professuren wurden eingeführt auf Initiative einzelner Wissenschaftler bzw. im 20. Jahrhundert durch die Scientific Community sowie auf Anordnung der Ministerien, beispielsweise weil es eine konkrete Ausbildungsnachfrage gab. Ansonsten ist die Universität von „konservativer Beharrungskraft“ ausgezeichnet, auf Anforderungen der Gesellschaft reagiert sie mit „tendenzieller Abwehrhaltung“ und „verhaltener Innovationsfreude“. Paletschek forderte, dass die dynamisierenden Faktoren auf das heutige Fächersystem wie die Auswirkung der stärkeren Forschungsorientierung (ab 1970) – im Gegensatz zur früheren Ausbildungsorientierung – und die Einführung des Bachelor/Master-Systems seit 1999 dringend untersucht werden müssten.

Dieser historische Überblicksvortrag wurde durch eine Keynote aus soziologischer Sicht ergänzt. Unter dem Titel „Strukturgeschichte des Wissenschaftssystems in den letzten 250 Jahren und die Zukunft der wissenschaftlichen Disziplin“ bezeichnete RUDOLF STICHWEH (Bonn) die Disziplin als die „primäre Einheit der Binnendifferenzierung im Wissenschaftssystem“ seit 1750 und als „Realsystem der Kommunikation“. Sie verwirklicht sich auf drei Ebenen: Auf der kognitiven Ebene führt sie zur Selbstreproduktion von Begriffen, Theorien und Methoden; auf der sozialen Ebene definiert sie eine Gemeinschaft und damit eine Grenze nach außen; auf der kommunikativen Ebene bietet sie Publikationen, die mittels Zitationen auf frühere Publikationen verweisen. Die Grenze der Disziplin wird, so Stichweh, ständig neu definiert. Disziplinen sind nützlich, denn sie machen ein intransparentes System transparent: Sie sind eine „Adresse“ für die Wissenschaft selbst, aber auch für Schule, Politik, Massenmedien und andere Funktionssysteme. Stichweh ergänzte diese Ausführungen durch Anmerkungen zum Strukturwandel der Wissenschaft in dieser Zeit: Im 20. Jahrhundert bilden Publikationsleistungen, Zitate und Reputation ein eigenes Statussystem aus; Peer Review hat sich seit 1920 zur Qualitätssicherung fest etabliert; wissenschaftliche Probleme werden als Projekte formuliert. Als Struktureigentümlichkeit der Wissenschaft heute nannte Stichweh ihre Responsivität: Sie antwortet in Zeiten von Mode 2 auf die Probleme der Gesellschaft. Sind Disziplinen die primäre Einheit bei der Binnendifferenzierung der Wissenschaft, so entstehen seit etwa 1800 Teildisziplinen, deren Zahl Stichweh heute auf etwa 10.000 schätzt; Inter- und Transdisziplinarität sind de facto ko-konstitutiv zu dieser Differenzierungsentwicklung. Der These einer „Entdifferenzierung“ wollte Stichweh nicht folgen: Entdifferenzierung würde wohl nur in einem Prozess der Schrumpfung eintreten; in nur 120 Jahren sei das Wissenschaftssystem aber um das 200- bis 500-Fache gewachsen. Die Diskussion von Stichwehs Vortrag machte deutlich, dass Änderungen des Wissenschaftssystems jedoch bevorstehen. Eine Veränderung wird durch die neuen elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten der Wissenschaft mit einer neuen digitalen Wissensordnung entstehen. Ein anderes Änderungsmoment folgt aus dem beruflichen Bedarf, der Studiengänge generiert, die nur noch bedingt die Disziplinen widerspiegeln.

In der nächsten Sektion wurden drei Fallbeispiele zu aktuellen Dynamiken der Differenzierung vorgestellt: Kulturwissenschaftler THOMAS THIEMEYER (Tübingen) berichtete über „neue (inter)disziplinäre Felder im Dialog mit außeruniversitären Akteuren: Museumsforschung und Museologie“. Drei verschiedene Institutionalisierungsformen stehen in diesem Bereich nebeneinander: die Museologie als historisch-philosophisch fundierte Metadisziplin, die ein Erbe der DDR und Osteuropas ist; die angelsächsischen eher sozialwissenschaftlich fundierten Museums Studies, die sich auf Alltagskulturforschung ausrichten; die empirische Kulturwissenschaft als „disziplinär gestützte Museumsanalyse“, wie sie derzeit in Tübingen angeboten wird. Museen und Universitäten sind für Thiemeyer zwei Forschungskulturen, die sich nun wieder annähern. Beispielsweise werden neue Formen der Ausbildung wie die Kombination von Volontariat und Promotion ausgetestet. Disziplinen dienen in diesem Feld nur noch zur Perspektivgebung; Transdisziplinarität ist eine logische Konsequenz. Thiemeyer sprach davon, dass sogar eine neue Heuristik entsteht: „das Museum als Methode“, quer zu allen Disziplinengrenzen.

Area Studies als „Grenzfälle zwischen eigenständiger Disziplin und Teildisziplin“ stellte danach der Südostasienwissenschaftler VINCENT HOUBEN (HU Berlin)³ vor. Er bezeichnete Area Studies als „Quasi-Disziplin“, wobei die Area nicht als Container, sondern als räumliche Verortung betrachtet werden muss. Ihr Grundverständnis ist, dass die Welt polyzentrisch ist, insofern zielten sie einerseits auf Theorieproduktion jenseits der postkolonialen Kritik und andererseits auf eine Gegenposition zur Behauptung, dass sich die Welt auf dem Weg zu einer Globalgesellschaft befindet. Während die Area Studies in diesem Sinne neue Inhalte und neues Wissen erobern, stehen sie nach Houben unter Schrumpfungsdruk: An der HU muss jeder Masterstudiengang beispielsweise 35 Studierende haben – unabhängig davon, ob dies für Area Studies wie Zentralasien überhaupt sinnvoll ist. Im Zuge solcher Prozesse werden, so Houben, oft kleine Fächer mit historisch-philologischem Hintergrund in Area Studies mit eher sozialwissenschaftlicher Ausrichtung integriert. Doch was bedeutet dies beispielsweise für die Indologie, in den Asienwissenschaften aufzugehen? In solchen Fällen sah Houben die These der „Entdifferenzierung“ bestätigt. Area Studies haben an Universitäten die unterschiedlichste Organisationsform: monodisziplinär/monoregional; monodisziplinär/multiregional; multidisziplinär/monoregional; multidisziplinär/multiregional. Ein großes generelles Problem sah Houben darin, dass die Studierenden heute keine oder nur geringe Sprachkompetenzen besitzen, dass diese aber für die Area Studies konstitutiv sind. Hier besteht – so ein Statement der nachfolgenden Diskussion dieses Impulsvortrags – eine „Gefahr der Entphilologisierung und Enthistorisierung“.

Über „Innerdisziplinäre Differenzierungstendenzen“ in der Soziologie berichtete danach die Soziologin PAULA-IRENE VILLA (München), die auch Mitglied des Vorstands der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) ist. Die 1909 gegründete DGS befindet sich in ihren Worten „in einer dramatischen Situation“. Im Herbst 2017 hat sich mit der Akademie für Soziologie in Mannheim eine neue Fachgesellschaft gegründet, die der starken Binnendifferenzierung der DGS mit insgesamt 35 Sektionen eine empirisch-analytische und damit entdifferenzierte Soziologie gegenüberstellt. Abgrenzungsfolie ist, so Villa, der konstruktivistische Ansatz. Der Vorwurf der Akademie für Soziologie: Die Binnendifferenzierung in der DGS führt zu Realitätsverlust; das Fach beschäftigt sich nur noch mit sich selbst und nicht mit der Sozialwelt mit der Folge eines Bedeutungsverlusts der Soziologie. Villa bezeichnete diese Position als eine autoritäre Option. Gleichzeitig sieht sie die DGS vor der Herausforderung, als Fachverband mit der eigenen Binnendifferenzierung umzugehen. Dies ist umso schwieriger, als nur 17 % ihrer 3.000 Mitglieder eine entfristete Stelle haben und – da in einer prekären sozialen Situation – von ihrem Status innerhalb ihrer Disziplin abhängen.

³ Vincent Houben, „The New Area Studies and Southeast Asian History“, DORISEA Working Paper 4, 2014 (vgl. <http://www.dorisea.de/sites/default/files/DORISEA%20WP%204%20Houben%20The%20New%20Area%20Studies%20and%20Southeast%20Asian%20History.pdf>) [19.7.2019]

Eine große Rolle in diesen Dynamiken des Fächersystems spielt die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). Der frühere DFG-Vizepräsident und Althistoriker PETER FUNKE (Münster) berichtete über den Umgang mit den Differenzierungs- und Entdifferenzierungsdynamiken wissenschaftlicher Disziplinen in der DFG. Derzeit gibt es 48 Fachkollegien im DFG-Normalverfahren. Die stärkste Zunahme war in der Medizin zu verzeichnen. Bei der Systemevaluation der DFG 1999 wurde die wachsende Bedeutung der Interdisziplinarität gegenüber fachgebundener Forschung als eine der fünf Herausforderungen definiert, was zu einer Forderung führte, starre Strukturen zugunsten interdisziplinärer Wissenserzeugung aufzubrechen. Funke fasste dann die Ergebnisse der DFG-Studie zu „fachübergreifender Begutachtung: Strukturwirkung und Fördererfolg“⁴ in der Einzelförderung (2013) zusammen. 32 % der Anträge in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften wurden fachübergreifend begutachtet; rein disziplinär ausgerichtete Vorhaben waren etwas, aber nicht substanziell erfolgreicher. In der folgenden Diskussion dieses Beitrags wurde mehrfach Kritik an den derzeitigen Strukturen und Prozessen der DFG deutlich: Wer sich nicht einem Fachkollegium eindeutig zuordnen kann, ist im Nachteil. „Die Risikobereitschaft eines Fachkollegiums sinkt doch, wenn man über einen Antrag befindet, über den man keine Expertise hat.“, so eine Stimme. Auch schon bei Antragstellung stellt sich das Problem: Sprachdidaktiker(innen) müssen sich beispielsweise entscheiden, ob sie ihren Antrag in der Sprachwissenschaft oder in der Erziehungswissenschaft einreichen wollen – ein eigenes Kollegium haben sie nicht. Hinzu kommt, dass die Fachkollegienstruktur bei der DFG der „Tiefenstruktur der Wissenschaft“ nicht folgt und beispielsweise Mathematik, Logik und Philosophie auseinanderdividiert.

Die Entwicklung bei den sogenannten Kleinen Fächern skizzierte die Soziologin KATHARINA BAHLMANN von der Mainzer Arbeitsstelle Kleine Fächer. Unter Zugrundelegung der in der Arbeitsstelle entwickelten Definition gibt es derzeit in Deutschland 153 Kleine Fächer mit 2.434 Professuren an 83 Standorten. Etwa ein Zehntel aller Professuren in Deutschland sind damit in Kleinen Fächern angesiedelt; mehr als die Hälfte der Kleinen Fächer (56 %) sind den Geisteswissenschaften zuzuordnen. Ihre Stärke in Deutschland ist unterschiedlich: von 0.5 Professuren in der Industriearchäologie bis 75.5 Professuren in der Alten Geschichte. Bei der ersten Kartierung 1974 durch den Deutschen Hochschulverband wurden insgesamt 65 Kleine Fächer gezählt; der Differenzierungsprozess war noch nicht so weit fortgeschritten, außerdem wurden die Area Studies noch nicht einbezogen. Von diesen 65 Fächern konnten sich elf so stark vergrößern, dass sie aus der Liste herausgefallen sind; anderen wie beispielsweise der Rechtsphilosophie wird heute nicht mehr der Status eines eigenen Faches zuerkannt. Im Zeitraum 2012 bis heute sind eine ganze Reihe neuer Kleiner Fächer entstanden wie Public History, Semiotik, Tanzwissenschaft, Musiktherapie und Digital Humanities.

Ein „Raritätenkabinett“ stand im Zentrum des Abendvortrages dieses Workshops. Der Keltologe PETER SCHRIJVER (Utrecht) berichtete „über verschwindende Fächer und verschwindende Grenzen zwischen den Fächern: die kleine Keltologie und die großen Fragen der Wissenschaft“. In den Niederlanden kam es in den letzten Jahren de facto zu einer Halbierung der Fächervielfalt im Kontext von Sparmaßnahmen. Hintergrund ist, dass Dreiviertel der öffentlichen Gelder nach der Studierendenzahl vergeben werden. In den Niederlanden wird Keltologie nur mehr in Utrecht gelehrt. Das Fach vereint unterschiedliche disziplinäre Zugänge, von der Archäologie über Kultur- und Literaturwissenschaft und historische Sprachwissenschaft bis zur Soziologie, Letzteres vor allem in den keltischsprachigen Ländern. Schrijver wies darauf hin, dass die keltische Sprachwissenschaft zusammen mit der Archäologie und der Genetik eines der größten Rätsel der englischen Geschichte gelöst hat: wie die germanischen Stämme der Angeln und Sachsen im 5. und 6. Jahrhundert in Britannien die romanisierte keltische Bevölkerung

⁴ Vgl.

https://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/geschaeftsstelle/publikationen/bericht_fachuebergreifende_begutachtung.pdf [19.7.2019]

ablöste. Die Städte brachen zusammen. Schrijver bezeichnete die Keltologie als „Raritätenkabinett, das als Raritätenkabinett erhalten bleiben muss“.

Sektion 3 widmete sich der These der Entdifferenzierung. Ob „Entdifferenzierungsdynamiken im Wissenschaftssystem als Reaktion gesellschaftlicher Erwartungen“ auftreten, dieser Frage ging der Soziologe PETER WEINGART (Bielefeld) in seinem Impulsvortrag nach. Der Gesellschaftsvertrag für die Wissenschaft hat sich verändert, die Einführung des New Public Management hat zu einer liberalen Neuadjustierung der akademischen Wissenschaft in der „Audit Society“ (Michael Power) geführt. Wissenschaftskommunikation bis hin zu Citizen Science sind heute eine zentrale Legitimationsstrategie für die Wissenschaft. Akademische Disziplinen dagegen bezeichnete Weingart als selbstreferenziell. Da sie als solche der Gesellschaft entgegenstehen, wird Interdisziplinarität oft als Hinwendung zur Gesellschaft interpretiert. Vor diesem Hintergrund habe er sich gefragt, so Weingart, ob bei der Denomination von Professuren in Stellenausschreibungen und bei der Konzipierung von SFBs und Exzellenzclustern (a) Interdisziplinarität und (b) Problemorientierung im Sinne der „großen Fragen der Gesellschaft“ sichtbar werden. Ergebnis seiner Untersuchung: Die Stellenausschreibungen im Deutschen Hochschulverband von 2014 bis 2019 waren zu Dreiviertel disziplinär ausgewiesen und nur zu einem Viertel interdisziplinär; eine Problemorientierung war nur bei 6 % nachweisbar. Bei den Titeln der insgesamt 90 SFBs der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften in diesem Zeitraum waren dagegen Dreiviertel interdisziplinär, aber nur 13 % problemorientiert. Bei Exzellenzclustern ist eine größere Ausrichtung am gesellschaftlichen Druck nachweisbar. Weingart schloss daraus, dass die gesellschaftlichen Herausforderungen noch zu wenig Niederschlag im Fächersystem finden, und sah die These der Entdifferenzierung in seiner Untersuchung nicht bestätigt. In der Diskussion wurde Weingarts These der angeblichen Selbstreferenzialität der Fächer allerdings hinterfragt: Historisch gesehen gab es im 19. Jahrhundert eine intensive Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft und deren Anforderungen.

Eine weitere Untersuchung wurde im nächsten Impulsvortrag vorgestellt. Der Soziologe JULIAN HAMANN (Hannover) fragte sich am Beispiel der Geschichtswissenschaft in Großbritannien, ob es dort zu einer Entdifferenzierung in der Publikationskultur – i.e. zu einer Abkehr von der Monographie⁵ – durch die regelmäßige Leistungsmessung im Research Excellent Framework (REF)⁶ gekommen ist. Hamann bezeichnete das REF als eine der avanciertesten Evaluationen eines gesamten Wissenschaftssystems überhaupt. Unter den Wissenschaftler(inne)n der am besten bewerteten Top 14 Departments in der Geschichtswissenschaft im REF werden pro Kopf 0,65 Artikel und 0,46 Bücher, hingegen 0 Sammelbände aufgeführt; bei den 14 am niedrigsten bewerteten Departments jedoch dominieren die Sammelbände. Hamann schloss daraus, dass das REF High Impact Journals belohnt, Monographien akzeptiert, aber Sammelbände bestraft. Er sah hierin aber weniger eine Folge einer „Entdifferenzierung“ des Faches als eine Dominanz der naturwissenschaftlichen Fachkultur im Wissenschaftssystem. Es ist abzuwarten, so Hamann, ob dies eine Rückwirkung auf die Wissensproduktion in der Geschichte haben wird. Die Geschichtswissenschaft wird durch das REF in Großbritannien stratifiziert. Viele kleine Departments treten beim REF gar nicht mehr an mit der Folge, dass sie nicht mehr sichtbar sind.

Fallbeispiele aktueller Dynamiken der Entdifferenzierung bot Sektion 4. Zunächst berichteten der Professor für Wissenschaftsgeschichte der Antike GERD GRAßHOFF (HU Berlin) und der Archäologe MICHAEL MEYER (FU Berlin) über das Cluster TOPOI als „kollektive Großform interdisziplinärer Forschung“. TOPOI hat die Fächer aus ihrer Isolation gelöst, ohne sie in ihrer Exzellenz zu gefährden. Die interdisziplinäre Debatte im Cluster hat nach ihren Ausführungen sowohl als Inspiration für die eigene Recherche gedient als auch zu

⁵ Über die Bedeutung des Buches in der Geschichtswissenschaft vgl. Martin Jehne, „Geschichtswissenschaft“, in: Alexander von Humboldt-Stiftung, Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, 2009, S. 59ff. https://www.humboldt-foundation.de/pls/web/docs/F13905/12_disk_papier_publicationsverhalten2_kompr.pdf

⁶ Vgl. <https://www.ref.ac.uk/>

einer Interdisciplinary Research Group geführt. Querschnittsprofessuren wie die Archäoinformatik arbeiteten mit allen Archäologien zusammen, aber es gab einige Schwierigkeiten, diese Stelle zu besetzen. Betrachtet man die Rückwirkungen von TOPOI auf die einzelnen Disziplinen, so gehen Graßhoff und Meyer von einer Stärkung des disziplinären Kerns mit einer Erweiterung des Forschungshorizonts und einer Erhöhung der Anschlussfähigkeit aus. Strukturell konnten die Fächer durch ihre Integration in einen größeren Verbund gestärkt werden. Graßhoffs und Meyers Fazit: „Wir können keine Bewegung disziplinärer Grenzen feststellen“.

Im zweiten Fallbeispiel referierte die Präsidentin der Universität Marburg KATHARINA KRAUSE über „Interdisziplinäre Konzentration von kleinen Fächern in Zentren“: Das Zentrum für Konfliktforschung wurde 2000 aus einer Arbeitsgruppe im Kontext der 1969 gegründeten Hessischen Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung gebildet. Derzeit werden zwei Masterstudiengänge angeboten: der überwiegend deutschsprachige Studiengang Friedens- und Konfliktforschung und der englischsprachige Joint Degree-Studiengang Peace and Conflict Studies. Konfliktforschung versteht Krause als ein Forschungsfeld und nicht als ein Fach. Zweck des Zentrums ist, dieses Forschungsfeld zu bündeln und zu institutionalisieren. Das Zentrum für Nah- und Mittelost-Studien ist eine neuere Gründung, und zwar eine Folge der Bologna-Reform in Hessen. Ihr Ziel war, den Fortbestand Kleiner Fächer in Hessen zu garantieren, durch Konzentration Synergien zu erzeugen, interdisziplinäre Forschung zu ermöglichen und die Fächer zu modernisieren. Altorientalistik, Arabistik, Iranistik, Islamwissenschaft, Semitistik, Politik und Wirtschaft sind im Zentrum vertretene Fachgebiete. Bei der Bildung dieses Zentrums hat sich das Land Hessen, so Krause, auf das Papier des Wissenschaftsrates von 2006 zu den Regionalstudien⁷ gestützt mit den Empfehlungen, dass alle Beteiligten in ihren Disziplinen weiter beheimatet sein, aber sich in den Area Studies projektförmig zusammenschließen und Gegenwartsthemen bearbeiten sollten. Die Zentren in Hessen, so Krause, führen nicht zu einer „Entdifferenzierung“, sondern zu einer strategischen Bündelung. Ein nicht zu leugnendes Problem ist nach Krause jedoch das Fehlen historischer Tiefe. Mögliche Rückwirkungen auf die Fächer selber meinte Krause jedoch noch nicht festzustellen; sie nahm an, dass viele Kleine Fächer eine „starke Identität“ haben.

Der nächste Impulsvortrag widmete sich dem Thema der Area Studies im Allgemeinen. Die Wissenshistorikerin ANNE KWASCHIK (Konstanz)⁸ referierte über das Entstehen der Area Studies im und ihre Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg als Teil der US-Verteidigungs- und Sicherheitspolitik. Kwaschik sah die Regionalwissenschaften eingeschrieben in eine sozialwissenschaftliche Wertschöpfungskette und in den Area Studies die Trennung zwischen historischer und sozialwissenschaftlicher Methode in Frage gestellt. Als Selbstbeschreibung dient der Begriff der „multiversity“, nicht mehr die „intellektuelle Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden“, sondern eine „Art unternehmerischer Dachverband“, der verschiedene Institutionen und Forschungsverbände in sich vereint. Die Integration der verschiedenen Perspektiven in und durch den Bezug auf die Area ist jedoch nach wie vor schwierig. Kwaschik zitierte dazu ein Ergebnis der US-amerikanischen Evaluation der Area Studies von 1949: „The belief that this integration will somehow be achieved simply by offering parallel courses on the same area is largely unfounded, similarly the faith that an integrated study will be forthcoming just because research workers drawn from different disciplines put their minds upon the same area is equally erroneous“. Hinter der Frage nach dem Erfolg des mit den Area Studies verbundenen Interdisziplinaritätsparadigmas setzte Kwaschik ein Fragezeichen.

Den Abschluss dieser Sektion bildete der Impulsvortrag von JÜRGEN OSTERHAMMEL (Freiburg) zum „Fallbeispiel Geschichte: Anmerkungen zu den Dynamiken in einem ‚großen Fach‘“. Ausgangspunkt von Osterhammel war die Feststellung, dass ein Fach ein historisches Produkt ist und in sich einen „barrierefreien Fachraum“ bietet. Die

⁷ Vgl. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7381-06.pdf>

⁸ Kwaschik, Anne, Der Griff nach dem Weltwissen. Zur Genealogie von Area Studies im 19. und 20. Jahrhundert (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 229), Göttingen 2018

Geschichtswissenschaft bezeichnete er als „Kompositfach“ und als „Föderation Kleiner Fächer“. An der Peripherie dieser „Föderation“ befinden sich selbstständige Fächer wie die Kunstgeschichte, die in die Medizin hineinwandernde Medizingeschichte, die in das Recht hineinwandernde Rechtsgeschichte und die Wirtschaftsgeschichte, die je nach Verortung in der historischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät „Erzählung“ oder „Datenwelt“ liefert. Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der 1970er-Jahre hat sich durch ihren Erfolg „veralltäglicht“ und dadurch entdifferenziert. Eine ähnliche Gefahr sah Osterhammel auch bei dem jetzigen Hype um die Wissensgeschichte, die zu einer „Maximalversion der Geschichte“, zu einer „Geschichtswissenschaft 2.0“ und damit durch Absorption ausgelöscht zu werden droht. Sein eigenes Gebiet, die Globalgeschichte, steht für Osterhammel vor der Frage, ob es ein eigenes Fach werden soll oder nicht. Der damit verbundene Professionalitätsgewinn würde gleichzeitig zu Auslagerung und Outsourcing führen. Die Umweltgeschichte sei, so Osterhammel zum Abschluss seiner Tour d’Horizon, sei in Deutschland derzeit eher eine Misserfolgsgeschichte. Jenseits der Kartierung der „Föderation“ Geschichte betonte Osterhammel die Bedeutung der „methodologischen Stabilität“. „Es geht um Methodensicherheit vor dem Objekt“. Osterhammel erwähnte, dass es seit dem Historikerstreit 1986 in der Geschichte keine Richtungsauseinandersetzung mehr gegeben hat.

Die Abschlussdiskussion unter der Moderation von Wilhelm Krull sollte noch einmal drei neue Herausforderungen deutlich machen, vor denen die aktuelle Strukturierung wissenschaftlichen Wissens im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem steht. Die Vorsitzende des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands EVA SCHLOTHEUBER (Düsseldorf) wies darauf hin, dass sich die Gesellschaft stark verändert, die Studierendenschaft zunehmend heterogen wird und sich Berufsfelder auflösen. Darauf müssen die Fächer mit ihren Studienangeboten reagieren. Die Masterprogramme im Fach Geschichte sind beispielsweise derzeit deutschlandweit nicht ausgelastet. Schließlich gibt es für Schlothuber neue strukturelle Herausforderungen durch die Entgrenzung von Wissen im digitalen Zeitalter. Sie forderte, eine neue digitale Wissensordnung zu kreieren, die disziplinär geordnet, aber von allen Seiten adressierbar ist. Der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz PETER ANDRE ALT (Bonn) listete seinerseits eine ganze Reihe von Entdifferenzierungstendenzen im heutigen System auf: Derzeit gibt es 19.300 Studienangebote in 1.000 Fächern; in den Studienangeboten aber sind die Fächer – im Gegensatz zu früher – „eher incognito“. Die Bologna-Reform hat nach Alt zudem einen so allgemeinen Kompetenzbegriff generiert, der nicht disziplinär definiert ist. Schließlich ist die wissenschaftliche Infrastruktur wie Datenrepositorien etc. nicht mehr disziplinär strukturiert. Diesen Entdifferenzierungstendenzen steht nach Alt der institutionelle Bereich der Universität mitsamt der Ressourcenvergabe dialektisch gegenüber, der auf den Disziplinen im Fakultätensystem beruht. Alt forderte, dass eine neue Balance zwischen Spezialisierung und Fachkompetenz gefunden werden muss. Zum Abschluss betonte UWE SCHMIDT (Mainz), der zusammen mit Mechthild Dreyer die Arbeitsstelle Kleine Fächer leitet und den Workshop mitorganisiert hatte, dass Differenzierung und Entdifferenzierung nicht Zustände, sondern zwei Tendenzen sind. Es kommt zu Differenzierung, wenn ein Fach Thema, Methode oder sein theoretisches Paradigma nicht mehr bewältigen kann. Umgekehrt entstehen, wenn Fächer auf oder organisationalen Ebene zusammengeführt werden, eigene Logiken. Auf der Systemebene als bedenklich bezeichnete Schmidt die Überlegung, ob nicht auch eine „funktionale Entdifferenzierung“ durch die fehlende Abgrenzung von Wissenschaft und Gesellschaft hin zur Beliebigkeit besteht. Wie verhindern, dass die Gesellschaft künftig in die Wissenschaft hineinregiert?

Der zweitägige hochkarätige Workshop machte deutlich, dass in der Erforschung der aktuellen und der bevorstehenden Dynamiken im System des Wissens ein großes Desiderat besteht. Ist ein Fach als Fach ein historisches Produkt, so gilt dies auch für das Fach in seiner Definition und Konzeption als eine (relativ) abgeschlossene Einheit. Stattdessen könnte es sinnvoll sein, der Idee einer „Föderation“ zu folgen und eine eher horizontale als vertikale Strukturierung des Wissens im Sinne einer Landkarte oder eines Netzes anzudenken. In dieser neuen Wissensstruktur müssten sowohl Fächer wie auch „Studies“,

Forschungsfelder und Querschnittsbereiche wie die Digital Humanities oder Environmental Humanities abbildbar sein. Auch mit Blick auf den digitalen Wandel sowie die Veränderungen der Berufsfelder dürften Anschlussfähigkeit und Adressierbarkeit des (disziplinären) Wissens von allen Seiten sowie seine Flexibilität und Veränderbarkeit von zentraler Bedeutung werden.